

*Christie, Nils/Bruun, Kettil: Der nützliche Feind. Die Drogenpolitik und ihre Nutznießer, Bielefeld (AJZ-Verlag) 1991, 200 S., (übersetzt aus dem Norwegischen von Heinrich v. Gyldenfeldt und Knut Papendorf), DM 28,-*

„Drogen sind ein Unglück, das sagt einem der gesunde Menschenverstand. Deshalb muß man gegen sie sein, sie bekämpfen, reglementieren und kontrollieren“ (S. 193). Eine solch militaristische Äußerung hätte man von Nils Christie kaum erwartet, wüßte man nicht, daß er nun einmal aus dem puritanischen Norden Europas kommt. Gleichwohl leisten Nils Christie und Kettil Bruun fundierte Kontrollkritik, betonen aber aus tiefem skandinavischem Herzen:

„Kontrollkritik ist nicht drogenfreundlich.“

Drogenfreundlich ist das Buch *Der nützliche Feind* in der Tat nicht, eher könnte man es als menschenfreundlich bezeichnen. Denn drogenfeindlich zu sein, bedeutet für die beiden Autoren nicht, ein *more-of-the-same* des Drogenkrieges zu fordern. Vielmehr geht es ihnen um eine Verlagerung der Front und „die primäre Frontlinie . . . das sind nun mal die Primärbeziehungen“ (S. 193). Als Primärbeziehungen verstehen Christie/Bruun die wichtigsten Arenen des kindlichen, intimen Zusammenlebens und der Menschwerdung: Familien- und Freundeskreis sowie die Nachbarschaft. Diese Strukturen sind in den sich soziokulturell zunehmend differenzierenden, westlichen Gesellschaften von Auflösung bedroht. Die Privatisierung des Intimen treibt die Erwachsenen von den öffentlichen Orten (Straßen, Plätze etc.) in die private Welt der eigenen vier Wände. „Als der Trend zum Privaten die Menschen in die Häuser zog, verschwand der Hintergrund für ihre Community, sowie die soziale Kontrolle, die in diesem sozialen und kulturellen Hintergrund lag. Damit vergrößert sich das Risiko destruktiver Entwicklungen“ (S. 35). Arbeitslosigkeit, der Verlust von Ritualen und nicht zuletzt die Tendenz zu Einweg-Kommunikation vor Bildschirm und Lautsprechern, die man zwar abschalten, auf die man nicht mit Fragen reagieren könne, hätten das übrige dazu beigetragen, daß die Jugend – vom kulturellen Erbe und materiellen Anforderungen abgekoppelt – sich selbst überlassen sei mit der Aufgabe, „herauszufinden, wer man ist – oder zu werden riskiert“ (S. 36).

Anstatt diesen und ähnlichen Problemen den Kampf anzusagen und an dieser Front eine Schlacht gegen die aktuellen Probleme zuschlagen, sucht sich der Staat einen besseren Feind: die Drogen. Drogen sind deshalb ein idealer Gegner, weil sie, *erstens*, einen Feind darstellen, hinter dem keine gesellschaftlich mächtige Gruppe steht. Dieses Feindbild läßt sich, *zweitens*, in Form von gefährlichen, teuflischen, unmenschlichen Drogen-Haien personifizieren. *Drittens* rechtfertigen diese, den Drogen-Dealern zugeschriebenen Eigenschaften, gewisse Sondervollmachten für die Kontrollinstanzen, die über offizielle Verlautbarungen und Propaganda legitimiert werden können.

„Er (der Drogenhai, H. S.-S.) ist gefährlich, er bringt den Tod oder Lebensgefahr. Er ist ein Verführer, er bringt Unglück über die Menschen, verleitet sie zur Droge, ehe sie wissen, was ihnen geschieht, und schafft somit Abhängigkeit. Er ist skrupellos, denkt nur an den eigenen Gewinn und scheut vor keinem Mittel zurück. Er ist profitorientiert, macht enorme Gewinne und nimmt sich selbst vor Drogen in acht. Gefährlich lockend, skrupellos, profitorientiert – gegen eine solche Person sollten die meisten Mittel recht sein“ (S. 79).

*Viertens* bleibt der Feind immer am Leben, was symbolisiert, daß der Kampf noch erfolgreicher geführt werden könnte, „würden die Generäle mit noch mehr Vollmachten und Mitteln ausgestattet“ (S. 54). Der Drogen-Feind kann, *fünftens*, zugleich überwunden und behalten werden. „Der perfekte Feind ist klar genug, um bekämpft zu werden, zugleich aber unklar genug, damit er nach Bedarf hinter der nächsten Ecke vermutet werden kann“ (S. 54). *Sechstens* lenkt die Dramatisierung des Drogen-Feindes von anderen Problemen (z. B. der Auflösung der Primärbeziehungen) ab und enthält, *siebtens*, einen wahren Kern.

Das Feindbild Drogen ist daher ein Produkt polit-strategischer Machtspiele. Um dies zu belegen, schichten Christie/Bruun Stück für Stück das gesamte Spektrum der Drogenmythologie ab. Von der Einstiegsthese, über die sofortige Abhängigkeit beim einmaligen Konsum und die angeblich ungeheure Gefährlichkeit illegaler Drogen bis hin zur allmächtigen Rauschgift-Mafia wird alles einer grundlegenden Entmythologisierung unterzogen, übrig bleibt lediglich, daß Drogen nun einmal schrecklich und daher bekämpfungswert sind. Allerdings hat das bisherige Niveau der Drogen-Kontrolle das Problem eher ver- als entschärft, so daß sich die Autoren auf die Suche nach dem „optimalen Kontrollniveau“ begeben. Es wird zunächst festgestellt, daß das u. a. im Strafmaß kristallisierte Kontrollniveau in den verschiedenen skandinavischen Ländern unterschiedlich hoch ist. Liegt z. B. in Dänemark, Island und Finnland die Höchststrafe für Drogendelikte bei acht Jahren Freiheitsstrafe (in Dänemark und Island existiert nicht einmal eine Mindeststrafe), so liegt sie in Norwegen, dem Mutterland des Abolitionismus, immerhin bei 21 Jahren Gefängnis und die Mindeststrafe beläuft sich auf drei Jahre. Die Suche nach dem Optimum endet daher in Forderungen nach Strafmaßsenkung, staatlich-regulierter Drogen-Vergabe (vor allem von Methadon) und apothekenpflichtigen Cannabis-Abgabe („Schmuggel wird wie üblich bestraft“, S. 186).

Daß es den beiden Autoren um weitergehende Forderungen, wie etwa eine umfassendere Drogen-Entkriminalisierung oder gar Legalisierung nicht geht, zeigen ihre Ausführungen zu den legalen Drogen Alkohol und Tabak, für die sie eine nicht unerhebliche Kontrollverschärfung einklagen. Zweifellos stehen sie nicht nur aus strategischen Gründen hinter dem, was sie sagen: „Wir teilen in der Tat die offizielle Zielsetzung der Drogenpolitik in Skandinavien. Der Verbrauch muß eingeschränkt werden“ (S. 191).

Aus der aktuellen Perspektive der kritischen – deutschsprachigen und angloamerikanischen – Drogenforschung sind die Reformvorschläge der

beiden Skandinavien keineswegs neu oder radikal. Sie waren es aber wohl vor sieben Jahren, als die norwegische Originalausgabe erschien – zumal im puritanisch gestimmten Skandinavien. Der Wert des Buches liegt daher wohl auch weniger in den Reform-Forderungen, als vielmehr in der gesamtgesellschaftlichen Herangehensweise an das Drogenproblem, die eben dieses Problem als eines identifiziert, welches zwar zur Herrschaftssicherung ausgesprochen geeignet, im Grunde aber nicht wichtig genug ist. Denn „die wichtigsten Drogenreformen haben natürlich nichts mit Drogen zu tun. Sie haben mit den Grundlagen des sozialen Miteinander zu tun. Sie haben zu tun mit der Organisation von Zeit und Arbeit, mit der Organisation der Sozialisationsbedingungen“ (S. 16).

Henning Schmidt-Semisch, Bremen